

Der alte Großonkel Oliver war in der kleinen Stadt G. im Staate Iowa, aus welcher unsere Familie stammt, gestorben. Er hatte ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, und sein Vater, der nunmehrige Senior des Geschlechts, hatte mich mit der Ordnung des Nachlasses betraut. Als junger Rechtsanwält, der sich schon erst selbständig gemacht und daher über mehr Ruhe verfügte, als ihm lieb war, nahm ich den Auftrag mit Freuden an. In G., wo jedes Kind ihn kannte, hieß Onkel Oliver seinerzeit allgemein nur „Der Cubaner“. Der Beiname rührte davon her, daß der alte Herr in jüngeren Jahren längere Zeit auf Cuba gelebt hatte. Mehrfach war vor dem im Kreise der Familie die Frage aufgeworfen worden, warum Onkel, der in seiner Jugend ein ihsünder, häßlicher Mann gewesen sein mußte, zudem sehr vermögend war, nicht geheiratet hatte. Keiner mußte darüber etwas zu sagen, nur Tante Sarah machte geheimnißvolle Andeutungen über eine unglückliche Liebe, die ihr Vetter drüben „auf Cuba oder anderswo da herum“ gehabt und deren Gedächtniß er nicht aus seinem Herzen zu reißen vermochte. Wir hatten damals auf diese Mittheilungen der Tante kein großes Gewicht gelegt. Jetzt sollte ich indes die Entscheidung machen, daß Tante Sarah damals recht gehabt hatte.

Eines Tages, als ich den Schreibstisch des Verstorbenen durchstramte, fiel mir ein unscheinbares blaues Heft in die Hände, das ich erst achtlos beiseite legen wollte, dann aber doch aufschlug und mit immer steigendem Interesse durchzulesen begann. Ich theilte das nicht allzu lange Schriftstück in folgendem mit:

„Man hat mich schon des öfteren gefragt, so begann das Manuscript Onkel Oliver's, warum ich nicht geheiratet. An Gelegenheit dazu hat es mir wahrlich nicht gefehlt. Die Mütter beiratungsfähiger Töchter, anjauchende Mädchen, und mehr oder weniger jugendliche Wittwen haben mitunter förmlich Jagd auf mich gemacht. Mich einzufangen ist keiner gelungen. Ja, wenn die Erinnerung an meine Carmenita nicht gewesen wäre — wenn ich ihre holdseligen Bild niemals hätte vergessen können, wie die Güte, Güte, Schöne sich für mich gepeert, ihr Leben hingegeben für das meine... Eben Morgen fiel mir eine illustrierte Zeitschrift mit einem Artikel über den letzten cubanischen Aufstand in die Hände; ich las denselben und vor meinen Augen wurden alle jene Szenen wieder lebendig, die nun schon über dreißig Jahre zurückliegen. Ich weiß nicht, was mich antreibt, das damals Erlebte und Erlebte hier niederschreiben, aber vielleicht thut es mir gut, einmal nach so langer Zeit den Sargdeckel meiner Erinnerung zu lüften und mir selber nochmals Rechenschaft abzulegen von dem, was vor drei Jahrzehnten geschah.“

Im Jahre 1864 war's in Havana. Durch Zufall lernte ich daselbst Carmen Alvarez kennen. Ihre Familie zählte zu den vornehmsten und war der cubanischen Unabhängigkeitsbewegung mit Leidenschaft zugethan. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre beiden Brüder, zwei blutjunge Studenten, eine alte Tante, die im Hause lebte, schwärmten gleich ihr für die endliche Befreiung der herrlichen Insel vom spanischen Joch. Da ich mit Carmen's Brüdern eng befreundet war, fehlte es mir nicht an Gelegenheit, ins Haus zu den Alvarez's zu kommen, und das schöne, reiche und viel umworbene Mädchen beinahe täglich zu sehen. Dasselbe besah einen eigenartigen Vorzug, der allgemein auf sich und um den es auch von allen guten Freundinnen weiblich beneidet wurde — nämlich wundervolles, langes, blondes Haar. Wenn ich hinzuging, daß der Haarschmuck ein holdseliges Madonnen-gesicht umrahmte, aus dem ein paar große, nachdunkelnde Augen sanft glänzten, hind — besonders wenn die Rede auf die Befreiung der Insel kam — leidenschaftlich aufstammten, so sage ich nicht zu viel.

Ich will es kurz machen: nicht lange dauerte es, so war ich bis über beide Ohren in Carmen verliebt; ich hätte mich nur vielleicht mit allen den anderen jungen Leuten trösten können, die in dem gastreichen Hause aus- und eingingen, und die sich sämmtlich gleich mir die Hügel an der glänzenden Flamme versengt hatten, jedoch zu meiner unaußersprechlichen Freude glaubte ich zu bemerken, daß die schöne, holze Carmen Alvarez, die noch keinem der zahlreichen Bewerber um ihre Gunst auch nur einen freundlichen Blick geschenkt, meine Klagen erwiderte. Der Gedanke schien wahrhaftig: Ich war ein Ausländer, ein Amerikaner, ohne Rang und Titel, mit einem Besitz, der in der heimathlichen Krähwinteln für bedeutend gelten mochte, mit den Reichthümern des alten Don Philipps verglichen aber gar nicht in Betracht kam — und mich sollte die liebreizende Cubanerin allen ihren vornehmen Bewerbern vorziehen? — Und doch die innere Stimme schien mir untrüglich.

Die Sittlichkeit und thranisch auf den Antennen, kein junger Mann wird mit einem Mädchen einmal auch nur für Augenblicke allein gelassen, jedoch das Schicksal war mir besonders hold; auf dem Flackende des Hauses, wo wir die Abendluft ge-

nosien, fand ich, und ermutigt von der zunehmenden Dämmerung Gelegenheit, der Geliebten meine Gefühle zu gestehen, und thatsächlich — ich hatte die Blide ihrer Augen, das holde Lächeln, das ihre Lippen umspielte, richtig gedeutet: Sie liebte mich wieder und wollte mein sein, ganz mein, wenn — Cuba vom verhassten Spanierjoch frei geworden. Das letztere war nun freilich ein gar bitterer Weemuthstropfen in den übersüßenden Becher meines süßen Glücks!

„Wie lange kann dies noch dauern, meine einzige Carmenita,“ klagte ich schmerzlich, „alt und grau können wir Beide darüber werden.“ Doch sie legte mir die schlanken Fingern auf den Mund, sah sich hin und ob wir unbelauert seien, und flücherte: „Ungebuldiger, eher sollst du mich in die Arme schließen, als du denkst; die Herrschaft der Tyrannen steht auf morschen Füßen, alles ist vorbereitet, ein kraftvoller Stoß und am Boden liegt das spanische Willkürregiment!“

In dieser Weise schwärmte das holde Geschöpf weiter, während in mir bange Ahnungen aufstiegen. Die Berühmungen lagen damals auf Cuba in der Luft. Die Unzufriedenheit mit der spanischen Herrschaft war ganz allgemein; wiederholt hatte man mich aufgefordert, in einen der zahlreichen geheimen revolutionären Clubs einzutreten, doch war's mir stets gelungen, mich mit guter Manier loszumachen.

Eines Abends aber ließ ich mich von Fello, dem älteren von Carmen's beiden Brüdern, bereden, einer geheimen Versammlung beizuwohnen. Wohl an zwei Stunden mochten verlossen sein, während welcher ich ziemlich gelangweilt die Träden der verschiedenen Redner, sowie ihre Mittheilungen über den Stand der Revolutionsfrage mit angehört, als plötzlich von dröhnen der Woffengeklirr und wilder Lärm erscholl und gleich darauf spanische Soldaten in den Versammlungsraum drangen. Der sie führende Offizier verhaftete sämtliche Anwesenden für verhaftet, an Widerstand war nicht zu denken, so ließen sich denn alle willig abführen. Auch ich ergab mich im Geßiß meiner völligen Unschuld, ohne weiteren Protest in mein Schicksal. Nach ungefähr halbhändigem Marsche langten wir vor dem Gefängnißgebäude an, wo jeder von uns einzeln in eine Zelle gesperrt wurde. Ich verbrachte eine qualvolle Nacht. Am anderen Morgen wurde ich verhöört. Drei Männer im mittleren Alter saßen da hinter einem langen Tisch. Offen erzählte ich, wie ich zur Theilnahme an der Versammlung gekommen sei, ohne freilich die Namen von Carmen's Brüdern zu nennen. Zum Schluß behauptete ich nochmals, daß mir als Ausländer nichts ferner lag, als mich mit der Revolutionspartei der Insel einzulassen. Man hörte mich schweigend an, als ich zu Ende gesprochen, wurde ich in meine Zelle zurückgeführt.

Zwei Tage verlebte ich hier in qualvoller Ungebuld; endlich neigte er sich zu Ende, da kirkte unerwartet das Schloß meiner Kerkertür geüet, trat ein Mönch in langer, brauner Kutte, das Haupt durch die übliche Kapuze verhällt, über die Schwelle; ehe ich noch meiner Verwunderung über den unerwarteten Besuch Ausdruck verliehen, hatte der Wärter bereits wieder die Zelle verlassen, worauf der Mönch schnell die Kapuze zurückschlug. Laut schrie ich auf; denn aus der rauhen Umhüllung lächelte mir Carmen's holdseliges Gesicht entgegen, und die goldenen Veden quollen in nicht zu bändigender Fülle rings um daselbe hervor.

Eine ganze Weile hielten wir uns schweigend umschlungen, endlich ermannete ich mich und wollte der Geliebten das Nähere über meine Gefangennahme mittheilen, jedoch sie schnitt mir mit Entschiedenheit das Wort ab: „Jetzt, Liebster, ist keine Zeit zu Erörterungen; die Minuten sind kostbar! Hier nimm!“ Damit zog sie unter ihrem weiten Mönchskleide eine ganz gleiche Kutte hervor und ersuchte mich, dieselbe anzulegen. „Du wirst dann an meiner Statt die Zelle und das Gefängnißgebäude verlassen; der Wärter wird dich bis zum Ausgang geleiten.“

Beleg dich dann nach Deiner Wohnung und halle dich bereit, morgen früh Havana zu verlassen. Ein Wagen wird dich abholen und nach dem Hafen bringen, wo der „Albatros“, ein amerikanischer Segler, zur Abfahrt bereit liegt. Man wird dich auf ein vom Küstler gegebenes Zeichen an Bord holen und dann bist du in Sicherheit.“

Auf meine erstaunte Frage, warum ich denn fliehen sollte, da ich nichts verbrochen, erwiderte Carmen, daß man sich in meiner Person irre und glaube, in mir einen gefährlichen Abenteurer gefaßt zu haben. Alle meine Angaben halte man für Fügen, ich sei daher kurzer Hand zum Tode verurtheilt worden, und bereits für morgen früh sei die Hinrichtung angelegt.

Trotz dieser erschreckenden Mittheilung weigerte ich mich entschieden, auf den Fluchtplan einzugehen, wollte vor allen Dingen Carmen nicht allein zurücklassen; jedoch das heldenmüthige Mädchen berückelte hoch und theuer, es fiel alles so wohl überlegt und vorbereitet und für sie, Carmen, jedwede Gefahr ausgeschlossen, sie werde mir in einer Viertelstunde unbeschädigt folgen. Sobald ich dann den Boden der Versammlung betreten, solle ich ihr schleunigst Nachricht zukommen lassen: alles Weitere werde dann schriftlich vereinbart werden.

Noch schwante ich, indeß das Fliehen der Geliebten bedenklich erschien, ihr zu Willen zu sein. Sie klopfte dreimal an die Zellentür, worauf der Wärter erschien, einen Blick des Einverständnisses mit Carmen wechselte und mich dann, nach kurzen schmerzlichen Abschied von der Königin meines Herzens, hinausgelitete. Heil und sicher brachte er mich aus dem Gefängnißgebäude, worauf ich mich ohne Verzug nach meiner Wohnung begab. In feierhafter Unruhe verging mir die Nacht, endlich war der Morgen da. Schweigend grüßte mich der Küstler, und in scharfer Trabe ging es alsbald von dannen.

Ich weiß nicht, welche Richtung wir einschlugen, welche Straßen wir passirten; eine an Apollie grenzende Weidwäldigkeit hatte sich meiner bemächtigt. Da fuhren wir über einen großen Platz, auf welchem sich trotz der frühen Stunde eine ansehnliche Menschenmenge um ein im Mittelpunkte errichtetes eigenartiges Gerüst drängte. Ein flüchtiger Blick bereits ließ mich erkennen, um was es sich handelte. Das fragliche Gerüst war ein Schafott. Eine öffentliche Hinrichtung sollte vollzogen werden in der damals auf Cuba üblichen Manier durch Erdrosselung mittelst einer Garotte. Die Delinquenten, drei an der Zahl, wie mir schien, umfanden mit einigen Priester und dem Hinterpersonal den verhängnißvollen Stuhl. Ich wollte schnell weiter fahren, um mir den schrecklichen Anblick zu ersparen, jedoch war dann mein Malatte nicht zu bewegen. So mußte ich selber denn wohl oder übel der Exekution beizuwohnen, die alsbald ihren Anfang nahm. Es verlief alles schnell und ohne störende Zwischenfälle; der Henker verstand offenbar sein graufames Handwerk.

Da wurde zu meiner Verwunderung zuletzt noch einer der Mönche nach der Garotte geleitet und nahm nach momentanem Zögern den graufamen Stuhl der Erde um den Hals zog sich zu, und das Haupt des Verurtheilten neigte sich zur Seite. — Da — allmächtiger Gott, was war das? — Unter der Mönchskapuze, die sich verlohnen, quoll in üppiger Fülle goldblondes Geck hervor, das mir nur zu bekannt schien, und dann zeigte sich mir, als die Kapuze völlig herabfiel, Carmen's zauberisches Antlitz, das der blaße Tod soeben gelüßt. Mit einem lauten Schrei fiel ich ohnmächtig in die Arme meines Wagens zurück. Als ich nach geraumer Zeit zu mir kam, fand ich mich an Bord des „Albatros“ und auf hoher See wieder. Ich verließ unmittelbar darauf in eine langwierige Krankheit; als ich nach Wochen endlich genesen, bemühte ich mich sofort, Gewißheit über das Schicksal Carmen's zu erlangen. Viel war trotz aller Anstrengungen nicht in Erfahrung zu bringen. Die Eltern der Geliebten hatten die Antillen Inseln verlassen und ihr Aufenthalt war nicht zu ermitteln. Ueber das Schicksal von Carmen's Brüdern schwebte völliges Dunkel, und bezüglich der Geliebten selbst konnte ich nur erfahren, daß sie auf dem Wege durch die Gefangnißhöfe erlitten und festgenommen worden war. Nur die damalige Erregung der spanischen Kreise und die Angst der Behörden vor dem Ausbruch einer Verwörung, indeßen erklären den barbarischen Akt der Hinrichtung eines so holdseligen Geschöpfes. Man machte gar kurzen Prozeß. Kompromittirt war die ganze Familie schon längst, auch Carmen

wies man ihre Theilnahme an der letzten Konspiration nach; hatte sie zudem, nach Meinung ihrer Richter, einen zum Tode verurtheilten gefährlichen Hochverräther zur Flucht verholfen, so sollte sie jetzt das diesem zugedachte Loos treffen. So geschah das Gräßliche, und die Holdselige, Edelste, aller Cubanerinnen läßt ihre Liebe zu mir mit dem Tode.

Jahre sind seitdem dahingeschwunden, aber noch sieht Carmen's Bild farbenfrisch in meiner Erinnerung. Egozannete gute Freunde haben mir oft genug zugeredet, ich sollte mich verheirathen; die Thoren wußten nicht, was sie forderten. Denn zwischen mir und jeder anderen Frau wäre der Schatten des unergötlichen, hochberzigen Mädchens getreten, das sich für mich geopfert — Carmen Alvarez.

Kurirt.

Silberhochzeit - Humoreske von K. Bach.

Eine auserwählte, sehr gemüthliche Gesellschaft saßte heute beim Geheimen Kommerzienrath Ulrich Hentschel und seiner Gattin. Er, ein noch jugendlicher Mann, sie immer noch hübsch und lieb aussehend. Eigentlich wollten der Silberhochzeit bei ihm und der Silberhochzeit auf ihrem Haupte noch gar nicht recht passen, allein an der Thatsache, vor 25 Jahren den kirchlichen Segen empfangen zu haben, ließ sich eben so wenig ändern, wie das zweite Gattum der Anwesenheit von zwei Schwieger-söhnen nebst verschiedenen Kindern.

„Sag' mal, Ulrich,“ wandte sich der zur Beschaulichkeit verdamnte Major von Albeig an seinen Jugendfreund, „warum erfreust Du ein regelmäßig an Deinem Hochzeitsstage mit Schnepfen, dies muß eine Bedeutung haben?“

„Thut's auch,“ s' der Erinnerung wegen.“

„Heraus mit der Sprache — ps! — Ruhe! Hochverehrte Festgenossen, bitte, ein klein wenig Ruhe, der Jubelst — pardon — water wünscht eine Geschichte zu erzählen.“

„Auf unserer ersten Hochzeit,“ begann lächelnd der Jubilar, „Annen,“ wandte er sich an seine Gattin, „Du gestattest hoffentlich diese kleine Plauderei aus der Schule?“

Frau Anna schaute ihren Eheliebsten zusehend an. „Gern,“ meinte sie, „doch was ist eigentlich so Wunderbares an der Sache?“

Der Kommerzienrath ergriff zärtlich die Hand der Gattin, nidte ihr zu und erklärte, zur Tafelrunde gewendet: „Mein trautes Kennchen kennt die Geschichte nämlich erst zur Hälfte, aber heute nach 25 Jahren ist Alles verjährt, und ich erhalte für meinen Streich Generalablaß, nicht so, Schatz?“

Die Frau nidte ihm liebedoll Gewährung zu, und er begann:

„Von Jugend auf habe ich den Bogen geführt nach Jägerari.“ kann ich mit unsern großen Dichtern sagen, und nach schwerer Gesararbeit in Gottes freier Natur durch das edle Wadwert mich neu gefaßtigt.“

„Eines Tages auf dem Herbstzuge zeigte sich Diana besonders hüddoll und stolz, mit drei Schnepfen geschmückt, lehnte ich beim „Annen,“ rief ich meiner harenden Gattin froh entgegen, „heute Dir, drei und was für welche! Sieh bloß die schmachtigen Langgeschichter an — da, mein Kind, ins Röhle damit. Ich ziehe mich um. Du brauchst kaum zu warten.“ Nach kurzer Frist erschien ich zum Abendessen und stenderte aus Freude ob des Schnepfenteeblattes eine flache Liebungsst, und als um 9 Uhr eine Drahtung die Anzeige des Beluches eines Jugendfreundes brachte, glaube ich, noch eine. Wir trauten uns recht sehr auf den lieben Keil. Der Tag der Antunft rückte schnell heran, und da er mit dem Zuge 8 Uhr 30 Minuten nachmittags enttrefsen mußte, knappte ich mir die Komptoirzeit ab, legte mich in's Fuhrwerk und ließ bei meinem Haupte halten. Ich kitzte hinauf, eilte direkt zur Küche, wo ein bewährtes Faktotum das Szepter schwang, und rief: „Hanne, alle, gute Hanne, daß die Schnepfen nur nicht misrathen — Du weißt doch, Otto mag sie über Alles gern.“ Hanne blickte mich verächtlich an. „Schnepfen, Schnepfen,“ knurrte sie hervor, „die jieb's nicht, die — die sind sutfchilato für heute.“

„Hanne —!“

„Na ja, und ob, et is nicht anders!“

„Dann, liebe Hanne,“ erklärte ich, „besseln Sie meiner Frau, Otto und ich erwarten sie Punkt 4 Uhr bei Hille.“ Ich fürmte hinweg, empfing meinen Freund auf dem Potsdamer Bahnhof und verschleppte ihn direkt zu Hille, wo meine Frau uns trahlend vor Freude bereits erwartete — sie speißt

nämlich noch heute lebensgern dort. Das Menu behagte uns nicht, ich komponierte eine vortreffliche Speisefolge und ließ extra für Jeden eine Schnepfe einlegen, nachdem ich mit dem Chef das Nähere verabredet hatte. Was soll ich nun noch weiter sagen? Alles verlief vortrefflich, und mein liebes Kennchen entzückte mich ganz besonders durch ihr öfteres „köstlich, köstlich“ beim Vertilgen der Langgeschichtigen, deren Bekanntheit sie, nebenbei gesagt, zum ersten Male machte. Dann jedoch anderte sich ihr Wesen die Fröhlichkeit schlug in's Stumme, sie sah nachdenklich, ja, sie senkte einmal heimlich, allein sie lächelte mich, dies bemerkend, tapfer an.

„Aber, die Rechnung,“ befaß ich, als mein Freund einen Augenblick aufgestanden war. Ich rechnete laut zusammen. Beim Bernert: 3 Schnepfen, das Stück 10 Mark, gleich 30 Mark.“ Ichtheilte ich nach meiner Ehegattin. Sie erblich und starrte geöffneten Auges auf die Note. „Dreißig Mark,“ hauchte sie hervor, „o Gott!“ „Ja, Liebchen, die Dinger sind jetzt nicht ganz billig, doch bei solcher Veranlassung —“

Als wir uns trennten und Otto in seinem Zimmer verschwand, fragte meine Frau nochmals, ob also Dienstag wirklich wieder Schnepfen gespeist werden sollten?

„Aber, verliesenes Kind,“ verleschte ich etwas ungeduldig, „Du hast ja drei hängen, oder beabsichtigst Du etwa wieder, ein Attentat mit aufgeschwipstem Kalbsbraten auf mich zu machen?“

„Nein, nein, nein, nein!“ verlescherte sie erschrocken, hüllte sich dann aber in Schmeigen und gab nur durch Seufzer im Schlaf eine große Seelenbewegung kund.

Am Dienstag brachte das Geschäft eine Unmasse Arbeit, und ich traf erst kurz vor Fische zu Hause ein. Mein Weibchen trug eine sonnige Freundlichkeit zur Schau, und dies wügte mir besonders das Mahl. Die Schnepfen erwiesen sich über alle Begriffe erhaben, wie Freund Otto ganz enthusiastisch sich ausdrückte, und wirklich, sie machten der Kochkunst meiner Frau alle Ehre.

Otto war abgereist. Wir saßen allein an Theelisch und lasen Zeitungen. Anna senkte immer, ich wurde nervös und warf ihr strafende Blicke zu. Da suchte sie um den Tisch herum und barg ihr Köpchen, tief aufschluchzend, an meiner Brust. Ulrich — Männchen, ich will es nie wieder thun.“ Ein finsterner Gedanke flog in mir auf. Ha, also doch! Also die Schnepfen wieder verkauft und in ihrer Seelenangst bei Hille neue erstanden — ein rentables Geschäft!“

Der Jubilar machte eine Pause und wandte sich dann lächelnd an seine Frau. „Nun kommst Du eigentlich weiter berichten.“

„Mein liebes Männchen,“ begann sie schelmisch, „hätte richtig geant, die Schnepfen waren mir für das Stück mit zwei Mark bezahlt worden, und ich vernahm mit Freude den Klang von zweien Haltern in meiner Börse. Was sollten wir auch mit Schnepfen, Kalbsbraten mundete viel besser! Später bei Hille gelangte ich freilich zu anderer Ansicht, und man kann sich meinen Schreck vorstellen, als mein Gatte erklarte, am Dienstag die selbstverlegten Schnepfen heißen zu wollen. Also anderen Tages sofort zur Händlerfrau und Schnepfen gekauft. „Hier Mutter Garmisch,“ rief ich, „sind Ihre sechs Mark, bitte meine Schnepfen zurück.“ Die Frau guckte mich mehr als erstaunt an, lachte darauf, daß ihr die Seiten zitterten und brachte endlich mit Mähe heraus: „Ne, ne, Madamelen, ne, so wat jieb's nicht, det wär'n seines Zeschäft! 4.50 pro Vogel, Madamelen, darunter nicht — die Langschäbel sind jetzt mächtig im Preise!“ Endlich fand eine Einigung statt, ich entrichtete 12 Mark und zog triumphierend ab, hatte aber doch keine 10 Mark pro Stück anlegen brauchen. Freilich arbeitete meine Wirtschaftskasse eine Zeit lang mit Unterbilanz, allein eine sparsame Hausfrau weiß sich zu helfen. Dann aber packte mich die Reue, auch Kerger stellte sich ein und ich erkannte, durch falsche Sparsamkeit und das Begehren, meine Wirtschaftskasse zu härten — Rebbühnererlös lag auch schon darin — nicht richtig gehandelt zu haben. Mein Gatte mußte schließlich den Sachverhalt gekant haben, deshalb das Diner bei Hille mit Schnepfen zu zehn Mark.

„Ich beichtete darum ruhig und erhielt Absolution.“

„Aber, Männchen,“ wandte sich die Jubelbraut direkt an ihn, „was bleib mir denn an der Sache noch verborgen?“

„Herr Ulrich schämungelte behaglich und erzählte schalkhaft: „Mit Hille stand ich in Abrechnung mit von mir empfangenes Wild, und er ging auf

mein Verlangen, den Preis der Schnepfe auf zehn Mark festzusetzen, des Alles wegen ein. In Wirklichkeit aber kosteten sie gar nichts!“

Ungeheure Heiterkeit herrschte ob dieses Bekenntnisses an der Tafelrunde, die Silberbraut aber lächelte am meisten, traste ihren Gatten durch einen jartlichen Ruf und verächtlich: „Die Feinmarktpille hat gewirkt, ich war ein für allemal turirt!“

Er hielt Wort.

Im Jahre 1863 befehligte Sir Arthur Wellesley (später Herzog von Wellington) in Indien das englische Corps des Gouvernements von Madras gegen die Maharraten. Eines Tages brachte man einen Eingeborenen vor ihn, der sich durch sein Herumspähen im Lager der Engländer verdächtig gemacht hatte.

„Wer hat dich abgefangen?“

„Der Kadscha von Berar,“ antwortete der Indier.

„Um unsere Stärke auszuforschen?“

„Ja, Herr.“

„Führt ihn im Lager herum,“ befahl Sir Arthur einem Adjutanten, „zeigt ihm unsere Elephanten, laßt ihn die Kanonen zählen und unsere Kavallerie, dann führt ihn mir wieder vor!“

Nach einiger Zeit kam der Spion wieder zurück.

„Hast du dich genau davon überzeugt, wie stark wir sind?“

„Ja, Herr.“

„Gut, jetzt geh zum Kadscha und sage ihm: Sir Arthur verfährt dir, und er wird sein Wort halten: Morgen früh fünf Uhr wird er dich angreifen, um neun Uhr gefangen nehmen und um zehn Uhr aufgehängt lassen.“

Damit entließ er den entseßten Späher.

Zur bestimmten Stunde griff Wellesley den Feind an und nahm den Kadscha in der That gefangen. Zitternd stand dieser vor ihm. „Ich hielt hinstand Wort,“ sagte der General und zog die Uhr aus der Tasche, „angegriffen und gefangen habe ich dich. Aber schon um zehn Uhr wollte ich dich aufgehängt lassen, jetzt ist es nun bereits halb elf Uhr; du bist frei!“

Heber Talismane gekrönter Säupter

plaudert die letzte Nummer der „Modern Society“: Kaiser Wilhelm, der, wie erzählt wird, an Talismane glaubt, trägt ein paar Mantelknöpfe, die seinem Großvater gehören und führt auch häufig, obwohl er sich ihrer nie bedient, zwei Schußfahnen mit sich, deren eine von Friedrich dem Großen, die andere von Napoleon I. bemut wurde. An gewissen Gelegenheiten trägt der Kaiser, so behauptet das Blatt, noch einen Sporn bei, den Karl XII. in der Schlacht bei Pultawa verloren hat und von dem Se. Majestät überzogen ist, daß er ihm Glück bringe.

Der Prinzregent von Bayern fammelte angeblich in bayrischen Bauernhäusern Krüge und Schüsseln aus dem Mittelalter und werde sich um keinen Preis dazu überreden lassen, Freitag die Jagd zu geben. Sein Großvater König Ludwig der Erste fammelte leidenschaftlich historische Regenwürmer.

König Oskar von Schweden besitzt einen einfachen Goldreif, der er stets am Finger trägt, weil — so heißt es — der erste Befehl des Königs, sein Vorfahr Bernhard, ihn stets getragen habe und überzeugt gewesen sei, daß er dem Träger Glück verleibe. Der König vermeidet es, Leichbegängnissen zu begegnen und ist Sammler von Bildern, Kabirungen, Medaillen und seltenen Büchern.

Fürst Ferdinand von Bulgarien sorgt mit Aufmerksamkeit für die Erhaltung eines Perbes, das seinen Vorgänger, den Battenberger Alexander, in der Schlacht von Slivniza getragen hat, denn er glaubt fest und fest daran, daß er so lange Bulgarien regieren werde, als dies berühmte Schlachtroß am Leben bleiben werde. Der Koburger ist ein Liebhaber von Edelsteinen und eine Sammlung von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen ist sehr kostbar.

In der Intimationsstunde.

„Kerut Müller, was thun Sie, wenn Sie ein Restaurant betreten, in dem ein Vorgeteater sitzt?“

„Da th' ich nicht einsteigen.“

„O, Sie Rameel! Kerut Lehmann, was machen Sie in diesem Falle?“

„Ich mache, daß ich wieder fortomme, Herr Sergeant.“

Zufantsbild

Dienstmädchen: „Der gnädige Herr ist in Chinmact gefallen!“

Hausfrau: „Da wird er sicher wieder einen neuen Hut wollen!“

Kleines Mißverständnis

Reisender (nachdem einer Dame unwohl geworden): „Gut wohl! Jemand zufällig etwas Niesendes bei sich?“

Handwerksburche (schächtern): „Ja, vielleicht ein Stück Limburger gefällig?“

Auf Unwegen

Frau: „Aber Mann, auf der Photographie hast Du ja nur einen einzigen Knopf am Rock.“

Mann (aufathmend): „Gott sei Dank, endlich sieht sie es... Darum habe ich mich ja nur photographiren lassen!“